

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Nachmittags außer Sonntag und ist durch die Expedition, Neue Wapenstraße 5/6, durch die Post und durch Kolportage zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 2.50, pro Woche 20 Pf., Vollzeitspreis M. 8.170.

# Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

## Organ für die werktätige Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Telephon Nr. 451.

Infektionsgebühr beträgt für die einjährige Beilage über deren Raum 20 Pfennige, für Berlin- und Besatzungs-Kriegsgefangene 10 Pfennige. Inserat für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Telephon Nr. 451.

Nr. 167.

Dienstag, den 21. Juli 1903.

14. Jahrgang.

### Leo XIII. tot.

Rom, 20. Juli. Der Papst ist Nachmittags 4 Uhr gestorben.

Der seit Wochen erwartete Tod des Papstes, des ältesten Kronenträgers, ist nun eingetreten. Ein nicht nur langes, sondern ereignisreiches Leben schließt ab. Ein Papst ist dahingegangen, der während seiner ganzen Regierungszeit die Umfassungsmannern des Vatikans nicht verlassen hat, der sich als Gefangener bezeichnet hat, wenn auch im herrlichsten Palast der Welt.

Und doch war dieses Haupt der katholischen Christenheit mächtiger und einflussreicher als viele seiner Vorgänger. Die Geschichte dieses Papstes, die in das Zeitalter des naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Materialismus fällt, ist ein Beweis der gewaltigen Macht, die der Katholizismus noch über die Menschheit hat. Wenige Päpste haben so wie dieser den verbliebenen Glanz der dreifachen Krone aufzufrischen verstanden, das Ansehen des Papsttums in der Welt gesteigert. Er hat nicht weniger und nicht mit geringerer Entschiedenheit als einer seiner Vorgänger die Rechte von Petri Stuhl gewahrt und doch hat kaum ein Papst so wenig Feinde und Neider innerhalb und außerhalb der Kirche, diesseits und jenseits der Alpen, in der katholischen und in der nichtkatholischen Welt gehabt als der schwache Greis auf dem einsamen Stuhle.

Wider alle menschliche Berechnung hat Leo XIII. in der langen Reihe seiner Vorgänger, die bis in die Apostelzeit zurückgeführt wird, kaum einen oder zwei, denen er nachsteht an Lebensdauer und an Regierungszeit. Als der Kampfpapst Pius IX. nach langer, ereignisreicher Herrschaft die Augen schloß, herrschte im Kardinal-Kollegium vollkommene Uneinigkeit über die Person des Nachfolgers. Doch mußte er gefunden werden, man wollte Zeit bis zur endgültigen Wahl finden und so erhob man Gioachino Pecci, einen gebrechlichen 68jährigen Greis, dessen schwächlicher Körper nur noch eine kurze Lebensfrist in Aussicht stellte, auf den Thron. Ueber ein Vierteljahrhundert überlebte er den Tag der Wahl, fast alle Kardinele, die ihm ihre Stimme gaben, sah er in das Grab sinken, das Kardinal-Kollegium, das im Konklave seinen Nachfolger „durch Eingebung des heiligen Geistes“ zu bestimmen hatte, besteht fast ausschließlich aus geistlichen Bürdenträgern, denen er die Abzeichen der Kardinalwürde verliehen hat. „Nicht Ihr habt mich erwählt, ich habe Euch gewählt“, konnte er einmal zu den versammelten Kardinalen sagen. Dieser merkwürdige Greis von gebrechlichem Körper, nicht ohne Humor, der die scharfen Worte meist vermied, der äußerliche Sanftmut mit größtem diplomatischen Geschick zu verbinden wußte, war körperlich und geistig das direkte Gegenbild seines Vorgänger Pius IX., dessen Körperfülle im merkwürdigen Widerspruch stand zu der Schronheit seines Wesens und seiner Ausdrucksweise, denen Eigenstimm der katholischen Kirche bei Anhängern und Gegnern schweren Schaden zugefügt hatte.

Der Papst hat das hohe Alter von 93 Jahren erreicht.

also weit das biblische Zeitalter überschritten. Er ging, wie erwähnt, viel diplomatischer als seine Vorgänger vor. Er knüpfte mit allen europäischen Regierungen freundschaftliche Beziehungen an, auch mit Deutschland, wo damals der Kulturkampf noch tobte. Während Pius IX. durch eine Enzyklika einfach befreite, die Maigesetze sind ungültig, suchte Leo durch persönliche Unterhandlungen mit den deutschen Staatsmännern Abänderungen der Maigesetze zu erreichen. Und es gelang ihm. In den Jahren 1880 bis 1887 mußte sich der Reichstag fünfmal mit den Maigesetzen beschäftigen.

Durch seine äußerst geschickte Diplomatie gelang es Leo auch, Bismarck zum Canonengange zu zwingen. Als dann der Kulturkampf mehr und mehr in Vergessenheit geriet und als das deutsche Zentrum Regierungspartei wurde, wurde auch das Verhältnis zwischen den europäischen Herrschern und dem Papste immer herzlicher. Besonders Wilhelm II. überschüttete den Papst mit Ehrerbietungsbezeugungen, wovon ja der erst kürzlich stattgefundene Besuch in Rom Beweis ablegt. Die Zeiten, in denen die römische Kirche und an ihrer Spitze der unfehlbare Papst als die geschworenen Feinde des deutschen Volkes angesehen wurden, sind eben vorüber!

Und man muß es Leo XIII. lassen, er hat es geschickt verstanden, die weltlichen Ziele der römischen Kirche in den Hintergrund zu drängen. Zwar vertrat er die Ansprüche der Kurie auf die Herrschaft Italiens und auf die Vergrößerung des Kirchenstaats dem König von Italien gegenüber nach wie vor mit Entschiedenheit. Aber allen anderen Herrschern gegenüber übte er weise Zurückhaltung. Und mit dieser Zurückhaltung hat er mehr erreicht, als seine Vorgänger, die meist mit dem Kopfe durch die Wand wollten.

Bei uns fühlt sich heute der Katholik, nach einem Ausspruch Wilhelm II., so wohl wie in keinem anderen Lande der Welt. Das hindert die Herren vom Zentrum natürlich nicht, noch immer sich über Unterdrückung der römischen Kirche zu beklagen. Die römische Kirche ist bei uns nicht unterdrückt, im Gegenteil, ihre politische Vertretung im Parlament, das Zentrum, ist Trumpf und ausschlaggebende Partei.

Der große Emanzipationskampf der Arbeiter fand in Leo XIII. einen aufmerksamen Beobachter, dem auch der Zusammenhang der Arbeiterbewegung mit der allgemeinen technischen und wirtschaftlichen Entwicklung nicht verborgen blieb. Sicher ist, daß Leo XIII. eine Ahnung von der welterobernden Bedeutung des Sozialismus hatte, daß er sich um die Organisation der Arbeiter unter kirchlicher Aufsicht lebhaft bemühte, daß er sich mehrfach, oft im öffentlichen Widerspruch mit früheren Neuerungen, bemühte, der katholischen Arbeiterbewegung Richtung und Programm zu geben. Gebunden durch die tausendjährige Tradition des Papsttums scheute er sich aber nicht, auch in neue Bahnen einzulenten.

Die innere Notwendigkeit alles sozialen Geschehens war aber Leo doch fremd und so glaubte er mit der kirchlichen Sozialreform die proletarischen Massen halten zu können. Bekannt ist seine Enzyklika, die ihm in den Kreisen der

deutschen Zentrumspartei den Namen eines „Arbeiterpapstes“ eintrug, den er mit mangelndem Rechte trägt. Blieben doch Leo's positive Vorschläge sogar weit zurück hinter denen des Mainzer Bischofs Ketteler. Die Liebestätigkeit der Kirche als Grundlage aller sozialen Gerechtigkeit hinzustellen, darin erschöpfen sich Leo's „Verdienste um den vierten Stand.“

Im übrigen hatte sich Leo mehrere Male deutschen Pilgern gegenüber über den Sozialismus ausgesprochen, jedoch in einer Weise, wie sie alten Leuten, die an dem Althergebrachten hängen, einmal eigen ist. Es lohnt sich nicht, auf diese Neuerungen weiter einzugehen.

Daß der Papst fast der reichste Mann Europas ist, ist allgemein bekannt. Die Peterspfennige, die die Katholiken alljährlich nach Rom schicken, haben sich im Vatikan längst zu Millionen verdichtet. Not leidet der Statthalter Christi auf Erden also nicht. Er hat einen prächtigen, prunkvoll ausgestatteten Palast, während sein Herr und Meister „nichts“ hatte, wo er sein Haupt hinlegte.

Die Zeiten sind vorüber, wo ein Personenwechsel des Oberhirten der katholischen Kirche die Welt erschütterte. Wohl ist die Kirche noch eine politische Macht, und diese ist um so weniger zu unterschätzen, als sie noch vielfach in den breiten Volksmassen wurzelt. Allein die politischen Fragen der Gegenwart emanzipieren sich mit Riesenschritten von ihrer kirchlich-romantischen Verbindung, und die Kirche sieht ihren Boden in den Massen entschwinden, um sich mit den Machthabern dieser Welt zu verbinden.

Man braucht sich darum auch nicht den Kopf über den Nachfolger Leos XIII. zu zerbrechen. Rom wird von seinen Ansprüchen kein Ditzelchen preisgeben; allein die Gewalthaber der Gegenwart werden ihren Frieden mit Rom suchen. Es giebt nur eine Macht auf Erden, die den Kampf um die moderne Kultur gegen das Mittelalter aufzunehmen und durchzuführen wird, das ist der Sozialismus.

Leo XIII., Joachim Vincentius Pecci, geboren am 2. März 1810, wurde im Jesuitenkollegium von Viterbo und im römischen Kollegium für den Priesterstand herangebildet, hörte theologische und juristische Vorlesungen, erwarb im Jahre 1832 den theologischen Doktorgrad, wurde am 31. Dezember 1837 zum Priester geweiht und trat im Jahre 1838 seine diplomatische Laufbahn an. Er kam als päpstlicher Legat nach Venedig und Umbrien mit dem Hofe in Perugia, wurde 1843 Nuntius in Brüssel und Titularerzbischof von Damiette, erhielt im Jahre 1845 das Bistum Perugia und wurde am 19. Dezember 1853 Kardinal. Am 21. September 1877 wurde er zum Kardinalkammerling der römischen Kirche ernannt, der zur Zeit der Erledigung des päpstlichen Stuhles die Herrschaft führte. Am 26. Februar 1878 trat er sein Pontifikat an und wurde am 3. März schließlich gekrönt.

Als Todesstunde des Papstes ist amtlich 4 Uhr 4 Minuten bekanntgegeben. Sobald die Schließung der Bronzetür angeordnet war, verbreitete sich die Nachricht von dem Tode durch die Stadt. Die Zeitungen ließen Extrablätter erscheinen. Kardinal Dreglia erhielt für sämtliche Fremden den Befehl, den Vatikan zu verlassen. Mit ihnen entsetzten sich zugleich mehrere Kardinele, Diplomaten und andere Anwesende. Eine große Menschenmenge, die sich inzwischen anammelte, begann sich nach der Peterskirche zu zerstreuen.

### Ein Kampf ums Recht.

Roman von Karl Emil Franzos.

Selbst auf den Fremdling, den heimatlosen Götterknecht, überlegt sich diese Schenke; in den tiefen gelegenen Waldstreifen jagt er unbehellig, wie dies ja auch der Eingeborene dort tut, mehr zum Vergnügen, als um seinen Hunger zu stillen; hier oben verhält er sich friedlich. Hier ist des Reich, und er tut ja auch uns nichts!

Auch der Gygule, dieser Mischling slavischen und mongolischen Rasses, welcher als Pirat, als Völk- und Raubwildjäger, eher zu gleich, wo es irgend angeht, als Ackerbauer im Bergwald haust, ist nicht so schlimm, wie ihn die Leute der Ebene schelten. Ihn bestreift im Grunde nur ein Pakt; die Sittenlosigkeit, welche sich im Verkehre der beiden Geschlechter offenbart.

Wie die Quälen die einzigen Bergbewohner der Erde sind, welche man als Akerwollt bezeichnen darf, so auch die einzigen, welche und wider sind als die Menschen der benachbarten Ebene. Beides steht unverkennbar da, beides läßt sich aus gleich natürlichen Gründen erklären. Das Erstere durch die Reichthümer des Bodens, welcher durch seine Tristen der Pferdegucht sehr günstig ist, und durch seine runden Kruppen, die sanften Abhänge, das Weiden überall gestattet, ja bei den ungebundenen Entfernungen unbedingt nötig macht, Reizes aber durch die Mischung des Wintes und das Erbe an Väterstücken, welches dem Gygulen zugesallen.

Sein Aker, der Uge, den der Kriegssturm von der „goldenen Berde“ abgelöst und hierher verschlagen, hat weder den festen Wohnort gefasst, noch den persönlichen Besitz, weder das Christentum noch die Ehe. Der Entel hat sich all diese Jügel wider Triebe anlehen lassen, aber er trägt sie locker und in seiner Art. Er ist angeheftet, er hat eine Hütte, aber er benutzt sie nur während jener Zeit, wo ihm die Natur die Nöthigung hierzu anseht.

Von den Tagen, da zuerst der Schnee schmilzt, bis zu jenen, da er wieder hergehockt liegt, durch sieben Monate des Jahres, zieht der Gygule mit seinen Herden im Gebirge umher, von Triit zu Triit, von Tal zu Tal, weiter als er wüßte, weil ihn nicht bloß die Notwendigkeit treibt, sondern auch ein dunstler, rätselhafter Triang. Während dieser „grünen“ Zeit — der Winter heißt bei ihm die „schwarze“ — lebet er immer nur auf wenig Tage zu seiner Siedlung zurück. Er muß die schwerste Arbeit tun, die es für ihn giebt: sein Vaterfeld bebüßen, besäen und mähen. Er muß es tun, weil er sonst verhungern würde, aber der Gang nach Mähung des Bestes geht nicht nach dieser Richtung. Der Gygule ist über jedes junge Füllen freudig und jubelt über jedes neue Füllen, aber wenn er je den Versuch unternimmt, seinen ackerfähigen Grund zu erweitern, so hat ihn sicher die eiserne Not dazu gezwungen.

Genau ist die Entwicklung des persönlichen Besitzes nicht über die ersten Anfänge hinaus gegeben. Zu jeder dieser Einsichten gehören allerdings bestimmte Acker, Tristen und Herden, welche sonst niemand zugehören, aber in der Siedlung wohnen drei, vier, zuweilen auch zehn bis zwölf Familien gleicher Abstammung unter einem durch die Geburt bestimmten Oberhaupt. Der „Hausvater“ ordnet an, wann die Frucht zu säen, die Herde anzuziehen ist, aber kein Schäfer, kein Hälwchen Frucht gehört etwa ihm oder einem anderen persönlich zu, es ist gemeinsames Gut. Daneben giebt es aber auch Tristen und Herden, welche nicht einer einzelnen Siedlung gehören, sondern mehreren zusammen, so daß man da Kammern haben kann, an welchen achtundzwanzig Menschen zugleich das Mitgequatsch beistehen. Die Verantwortung und Bestellung geschieht durch die Versammlung der Hausväter, welche sämtlich unter einander verwandt sind, denn dieser gemeinsame Besitz mehrerer Siedlungen tritt immer daher, daß sie vor Jahrhunderten eine Familie gebildet, welche sich dann, immer mehr anwachsend, räumlich getrennt. Persönlicher Besitz existiert also eigentlich bloß an Kleibern und Waffen. Alles Andere ist gemeinsamer Familien-, Geschlechts- und Stammesbesitz. Man sieht, ein Professor der Volkswirtschaft könnte an unsern Gygulen, der lehrreichen Beispiele wegen, seine Velle Freude haben.

Der Pope hat weniger Grund dazu. Der Ue war ein Heide, der Gygule ist ein katholischer Christ nach griechischem Ritus, das ist allerdings richtig. Aber, meinen die Pöblicher, „der Gygule hat nicht mehr Christentum als die Rabe, wenn sie sich mit geschwundenen Floten über die Schenke fährt“, und das ist auch nicht so ganz unrichtig. Jeder von ihnen ist von einem Priester mit geweihtem Wasser auf den Namen eines Heiligen getauft worden und darauf bedacht, daß auch seinen Kindern das Gleiche widerahre; Jeder weiß, wie man nach griechisch-katholischem Ritus das Kreuz schlägt und daß da droben ein guter, alter Herr tront mit seinem jungen Weibe Maria, seinem Sohne Jesus Christus, einem Hofstaat von unzähligen Heiligen, Engeln und Heufeln.

Das ist aber auch alles, höchstens wissen einige noch das „Vaterunser“ heraufzuar. Kein gütiger Mensch neigt sich zu dieser Art im Geiste und gewährt ihnen den Trost, desse. Sie so sehr bedürfen. Denn auch hier erfährt und durchwühlt den Menschen der Schmerz der hilflosen Kreatur gegenüber der Naturgewalt, auch hier treibt ihn ein dunstler Drang, dem Rätsel des Daseins nachzuspüren, auch hier tönen von Mund zu Mund jene ewigen Schmerzensfragen der Menschheit: Warum? Woher? Wohin? — wenn auch nicht als klarer, bewußter Gedanke, so doch als gellender Schrei, der sich den Rippen des Gemüthes entringt. Und hier erkönt dieser Schrei öfter als anderwärts, weil die Natur grauamer ist, größer ihre Schrecken und geheimnisvoller ihr Wollen — und darum bedürfte es hier am meisten einer jener holden, tröstlichen Sagen, welche große, gütige Männer zur Linderung dieser Qual erfunden, einer jener rührenden Antworten, welche wir uns selbst erkümmern, wenn unser Herz von

jenen Schmerzensfragen durchbohrt wird, bedürfte es hier am meisten einer Religion, eines starken Götterglaubens.

Aber woher sollte diese Hilfe und Tröstung kommen? Die Popen in den Dörfern, zu denen diese Einsichten eingepfarrt sind, jucken die Ohren, wenn man sie danach fragt. „Warum kommen die Kerle nicht? Christenlehre und Kirche stehen ihnen ja ebenso offen wie allen anderen!“ Nun, sie kommen eben aus purer Beschheit nicht, obwohl man ihnen die Sache wahrhaftig bequem genug gemacht. Denn wie weit ist's zum Beispiel von der Einsicht des Marko Zaldowicz bis zur nächsten Pfarrkirche? Wlog drei Tagereisen!

Allerdings kommt Marko sogar zu Döern, Pöngsten und Weichnachten nicht regelmäßig, weil ihn nichts an die Kirche im Tale erinnert! Und so bleibt ihm bloß die überlieferte Sage von dem göttlichen Haushold da droben, und diese blasse Sage hat nur geringe Kraft, so sehr auch der Gygule bemüht ist, sich seinen Gott nach seinem eigenen Bilde auszumalen. Ihn ist Göttergott ein Irrener, aber gerechter huzulischer Patriarch, etwa so wie Pöngsten, welcher am „Schwarzen See“ haust; die Gottesmutter eine mildherzige, tüchtige Hausfrau, Christus endlich ein tüchtiger, herrlicher Jäger, der von Göttermalen schuldlos getötet wurde. Der Pope sagt freilich, er lebe noch, aber warum sieht man ihn nie?!

Und so blickt der Gygule auch zu jenen leuchtenden Göttern empor, denen sein Aker geopfert, als er über die Steppen Zentralasiens zog: zur Sonne, zum Mond und den lieben Sternen. Sie kann man ja sehen, und ihr Segen ist sichtbar, da sie Licht und Wärme spenden im kalten, dunklen Bergwald.

Wer aber schützt den Menschen vor jenen unheimlichen, boshaften Wesen, die ihn umgeben? Da ist die Windsturm, welche das Dach seiner Hütte einbrückt und die Lannen kühlt, die Schär der Koblode, welche die Schuttenbel erzeugen, in denen Menschen und Vieh erblinden und ersticken, die „alte Riefen“, deren Atem allem Lebendigen Krankheit zuweht — und was solcher Prämonitionen dunkler Naturgewalten mehr sein mögen. . . . Gegen sie giebt es nur den Schutz, sich eben mit ihnen zu vertragen, wie man sich mit einem bösen Nachbar verträgt, und sie durch Geschenke zu begütigen. . . .

Ja! es sind seltsame „Christen“, die im Bergwald haufen, sogar das Sterben kriegen sie ohne den Popen fertig. Wenn der große Vater des Marko veratmend auf dem Lager liegt, welches sie ihm aus weichen Fellen inmitten der Hütte errichtet, so denkt er noch sein Sohn an den „alten Herrn im städtischen Pfarrhof da unten. Und wenn sie auch an ihn denken — was nützt es ihnen?!

(Fortsetzung folgt.)

Am 7. Uhr wurden die auf dem öffentlichen Ge-  
händen anlässlich des Namenstages der Königin-Mutter Ge-  
büden Fabian eingezogen. Auch die Musik wird an den  
öffentlichen Plätzen nicht spielen. Die Fäden wurden geschlossen;  
die Zeitungen erscheinen in Tauerdrücken. Auch die libe-  
ralen Blätter sprechen in höchster Achtung von dem Verweigerer.  
In den Kirchen ist das Allerheiligste ausgestellt. Große  
Kreuzen müssen ziehen nach dem Petersplatz.  
Wie die „Nat.-Ztg.“ schreibt, dürfte im Hinblick auf die  
nächste Papstwahl daran festgehalten werden, daß die  
deutsche Regierung wie bei dem Konklave im Jahre 1878  
vollständige Neutralität beobachten wird. Daraus  
müßig erscheint es daher, wenn Namen von Kardinalen genannt  
werden, deren Wahl der deutschen Regierung anheim oder nicht ge-  
heim sein würde, da sich die Neutralität Deutschlands auf alle in  
Betracht kommenden Kandidaten erstreckt.  
Nach der sorgfältigsten Berechnung treten 57 Kardinäle  
ins Konklave ein. Der neue Papst muß mindestens 39 Stimmen  
erhalten. Kardinal Fischer (Edln) muß seine Ernennung ver-  
zichten. Gegen Lopp richtet die Polen eine laute, scharfe Ver-  
schwörung ein; damit soll Deutschlands Einfluß annulliert werden.

### Politische Uebersicht.

„Knuten-Dertel muß raus!“ Das es Dr. Dertel  
nicht gegliedert ist, seinen Wahlkreis zu behaupten, hat, wie  
man dem „Vorwärts“ aus Freiberg schreibt, seine Ursache  
viel weniger in der allgemeinen Mißstimmung des sächsischen  
Volkes, als darin, daß unsere Parteigenossen im Freiberg  
Wahlkreis eine Aufklärungsarbeit geleistet haben, wie sie  
wohl nur selten in einem Wahlkampfe geleistet wird und ge-  
leistet werden kann. Denn zu der Arbeitsleistung, die das  
kleine Häuflein Genossen im Freiberg Wahlkreis nun hinter  
sich hat, gehört ein ganz besonderer Anstoß, wenn sie voll-  
bracht werden soll.

Man denke sich: ein und ein halbes Jahr  
lang zog eine kleine mutige Schar blutarmen Arbeiter, wie  
sie fast nur das sächsische Erzgebirge aufweist, Sonntag  
für Sonntag, bei Sonnenschein wie bei Regen oder  
Schnee, von Morgens bis Abends von Ort zu Ort, von  
Haus zu Haus, um auflärende Flugblätter zu verbreiten  
und Abonnenten für das zur Wahlagitiation gegründete Monats-  
blatt „Der arme Lazarus“ zu suchen. Und sie  
brachten es auch auf 7000 Abonnenten, ein Erfolg, den nur  
derjenige zu würdigen weiß, der den Wahlkreis und die Ver-  
hältnisse, wie sie hier bisher lagen, kennt.

Denn seit Jahren war das politische Leben im Kreise  
sehr gering, war der Indifferentismus bei der Masse der Be-  
völkerung so stark, daß die fünf im Kreise erscheinenden Amts-  
blätter es nur selten für nötig hielten, die Sozialdemokratie  
auch nur zu erwähnen. In ganz Sachsen galt ja auch der  
Freiberg Kreis neben dem 3. Wahlkreis als der „sicherste  
Wahlkreis der Konservativen“ und nur wenige  
Parteigenossen außerhalb des Freiberg Kreises haben bis-  
her vor der Hauptwahl an eine Erwerbung des Mandats  
durch die Sozialdemokraten geglaubt. Unsere Genossen im  
Kreise selbst haben aber schon seit längerer Zeit, daß ihre  
Tätigkeit den Sieg bringen müsse. Und das  
sahen auch die „Liberalen“ — Bürgermeister, Fabrikanten, Ge-  
schäftsleute usw. — welche die durch die sozialdemokratische  
Aufklärungsarbeit gewedete Erbitterung gegen den Knuten-  
Dertel immer mächtiger werden haben und daher durch eine  
andere bürgerliche Kandidatur die Erwerbung des Wahlkreises  
durch die Sozialdemokratie verhindern wollten.

„Der Knuten-Dertel muß raus!“ Das war es, was  
unsere Genossen zu der Nietenarbeit antrieb. In einer  
Konferenz hatte ein alter Parteigenosse, ein Fabrikmeister, den  
Genossen im Dialekt der Gegend zu Gemü. geredet, was  
das doch für eine große Schande sei, daß der Knuten-Dertel  
„unser“ Abgeordneter sei. „Der ganz Deutschland müssen  
wir — die Genossen des Kreises — uns schämen“. Und  
es galt daher, diese Schande von sich abzumähen, „der  
Knuten-Dertel muß raus!“

Durch unsere Agitation empfand mit der Zeit diese  
Schande auch der größte Teil der Bevölkerung, und zwar  
so, daß fast überall, wo Dertel während der Wahlagitiation

hinkam, er mit Zurufen der Erbitterung gegen ihn empfangen  
wurde.  
Das hatte sich Herr Dertel noch vor einem Jahre nicht  
träumen lassen! Wie jedes Jahr, so verbrachte er mit  
seiner Familie auch im vorigen Sommer seine Ferien in  
Mulsba, einem im Wahlkreise gelegenen Sommeraufenthalts-  
orte. Wie ein Landesfürst, der sich huldvollst unter sein  
Volk begiebt, so trat Herr Dertel auf. Kommerje wurden  
ihm zu Ehren veranstaltet, und Fabrikanten, Amtsrichter  
und Geistliche kosteten auf ihn, seine Gemahlin und seine  
Kinder, und die Amtsblätter berichteten darüber, wie sie Hof-  
nachrichten bringen. Dertel schwam: in Wolle und Freude  
und dankte huldvollst für das große Vertrauen, das man ihm  
allseitig entgegenbrachte.

Wie ganz anders war es aber, als er im Mai dieses  
Jahres wieder in den Kreis kam, um die Wahlagitiation zu  
betreiben! Nach der ersten Versammlung, die er abhielt, ließ  
er sich von einer starken Polizeitruppe nach seinem Hotel ge-  
leiten, weil er sich fürchtete vor „seinen getreuen Freibergern!“  
Diese Furcht war natürlich unberechtigt, kein Mensch hätte  
ihm etwas zu Leide getan; aber richtig ist es, daß, wo  
Dertel sich auch nur sehen ließ, er sich von der großen Er-  
bitterung über den Brotwucher und besonders über die  
„Knuten“ überzeugen konnte, denn wie aus einem Munde  
rief ihm die Menge zu: „Pfui! Pfui! Pfui! Knuten-  
Dertel, pfui!“ In den Hotels beherbergt man ihn nur  
ungern, denn die Gäste blieben weg, wo Dertel logierte, und  
letzterer zog es daher auch vor, bei einem befreundeten Guts-  
besitzer außerhalb Freibergs Wohnung zu nehmen. Am  
schlimmsten erging es Herrn Dertel in Oederan, einem  
Städtchen nicht weit von Freiberg. Als er da Abends an-  
kam, um eine Versammlung abzuhalten, stand eine große  
Menge Männer, Frauen und Kinder an der Bahn, die ihn  
empfangen mit: „Pfui! Pfui! Pfui! Knuten-Dertel,  
pfui!“ Und auf dem ganzen Wege bis zur Versammlung  
bekam Dertel diese Zurufe zu hören, es war für ihn ein  
wahrer Speierkrukenlauf! Ganz niedergeschlagen, entmutigt  
begann er seine Rede mit der Schilderung des Empfanges  
und fragte die Versammlung: „Bin ich denn wirklich so un-  
beliebt? Ja, was habe ich denn getan, was ist denn daran  
schuld?“ Lautlose Stille herrschte, da rief ein Bäuerlein aus dem  
Hintergrund des Saales in sächsischer Betonung Dertel zu:  
„Die Kanuure!“ Ja, „die Kanuure“ war es, die alles  
gegen Dertel aufbrachte, was noch menschliches Gefühl hatte,  
Männer, Frauen — und Kinder! Die Erregung über den  
Knuten-Dertel war so allgemein, daß selbst die Schul-  
kinder daran teilnahmen. In einer Mädchen-Volkschule  
teilte der Lehrer am Montag vor der Stichwahl seinen  
Schülerinnen mit, daß er am Donnerstag mit ihnen  
spazieren gehe. „Das geht nicht, Herr Lehrer!“ riefen die  
Mädchen. „am Donnerstag wird gewählt.“ Lächelnd ant-  
wortete der Lehrer, sie, die Schülerin, brauchten doch  
nicht zu wählen. Wie aus einem Munde erscholl es nun  
dem Lehrer entgegen: „Aber Sie, Herr Lehrer, der Knuten-  
Dertel muß raus!“

Bei solcher „Einstimmung“ mußte uns der Sieg zufallen  
und wäre kein „liberaler“ Kandidat aufgestellt gewesen, unser  
Genosse Schulte wäre schon im ersten Wahlgange mit großer  
Mehrheit gewählt worden. Wie die Konservativen „Ge-  
arbeit“ haben, welche Mittel sie anwendeten, um Stimmen  
für Dertel heranzupressen, das bedarf keiner Schilderung,  
ihre Kampfesart ist überall die gleiche. Daß z. B. in der  
Stichwahl unter Kandidat Schulte in 41 Ortschaften  
weniger Stimmen bekam als in der Hauptwahl, zeigt ja  
zur Genüge, daß die Gegner selbst vor den verwerflichsten  
Mitteln nicht zurückgeschreckt sind, um ein ihnen günstiges  
Wahlresultat herbeizuführen.

„Knuten-Dertel“ mußte raus, und daß es so kam, ist  
ein Beweis dafür, daß ein aufgeklärtes Volk sich  
eine Dertel'sche Brotwucher- und Knutenpolitik doch nicht  
ruhig gefallen läßt.

Was alles als Vorstrafe angesehen wird.  
Kürzlich mußte sich ein junger, kaum 17 Jahre alter Mensch  
vor dem Dresdener Schöffengericht verantworten. Er hatte  
seinem Arbeitgeber fünf Mark unterschlagen und wurde  
schließlich mit einem Verweis bestraft. Dieser ganze Vor-  
gang wäre ja nun an sich kaum der Rede wert. Aber etwas  
anderes, dabei scheinbar Nebensächliches, dürfte die Defensit-  
sicherheit interessieren. Es ist bekannt, daß den Angeklagten  
vom Gericht bei Feststellung der Personalien die Vorstrafen  
vorgehalten werden. Das ist eine prozessuale Vorschrift, die  
fast immer genau befolgt wird. In dem vorliegenden Falle  
erfuhr nun die Defensitsicherheit, mit was für einem verstorbenen  
Sünder man es in dem 17 jährigen Burschen zu tun habe.  
Es wurde nämlich aus den Akten festgestellt, daß er sich als  
Schulknabe schon einmal des Vergehens einer Verfehlung  
gegen den § 144 der — städtischen Verkehrsord-  
nung schuldig gemacht hat. Das Schulamt hat damals  
das Vergehen gerufen. Man wird wissen wollen, was der  
ominöse § 144 eigentlich verbietet. Daher legen wir ihn  
wörtlich hier her:

„Reiseltreiben, Ballwerfen, Reifenschlagen, Stelzen-  
laufen und Trachtenfestspielen, sowie zur Winterzeit sog.  
Schindern und Schneeballwerfen ist verboten.“

In unserem Falle handelt es sich um das Reisel-  
treiben. Das wurde nicht nur bestraft, sondern auch  
sein säuberlich in die Schulakten geschrieben, kam nun herüber  
in die Gerichtsakten und wurde dem jugendlichen  
Sünder vor versammeltem Volke als „Vorstrafe“ vorgehalten!  
Allzu tragisch scheint das Gericht die Sache schließlich nicht  
genommen zu haben, denn sonst wäre wohl der Angeklagte  
nicht mit einem Verweis davongekommen. Es geht doch  
nichts über unsere Bureaucratie!

Die Wahlstatistik des „Reichsanzeigers“ läßt,  
wie die „Hilfe“ feststellt, viel zu wünschen übrig. Am  
25. Juni, so schreibt das nationalsoziale Blatt, fanden die  
Stichwahlen statt, und am 9. Juli brachte der „Reichs-  
Anzeiger“ eine amtliche Uebersicht über das Wahlergebnis.  
Die Bureaucratie hatte sich Zeit genommen. Ein Blick je-  
doch auf das Tableau des „Reichs-Anzeigers“ zeigt, daß die  
Bureaucratie in diesem Falle nicht nur unglaublich langsam,  
sondern vor allem empörend licherlich gearbeitet hat.

Von kleineren Versehen wie von den Dutzenden von falsch ge-  
schriebenen Namen soll noch weiter kein Aufsehen gemacht werden,  
wiewohl es auch da eine Kleinigkeit gewesen wäre, wenigstens so be-  
kannte Namen wie Stolberg, Dörren, Döhrbrand u. s. w. richtig  
wiedergegeben. Das Schlimmste ist die Konfusion, die bei den  
Parteiabzeichnungen herrscht. Der freisinnigen Vereinigung  
raubt man eine Anzahl ihrer Kandidaten. So wird Schulze-  
Bilderbeil in Preuß zum Nationalliberalen degradiert, aus dem frei-  
sinnigen Bercialer Martin in Bitterfeld-Delitzsch wird ein liberaler  
Fortschrittswann, aus Boehle-Verzig ein unbestimmter „Liberaler“  
gemacht. Der nationalliberale Gegenkandidat Dertels,  
Kunze, wird zum freisinnigen Volksparteiler, unser Partei-  
genosse Köstliche zum Antisemiten, der Führer der goll-  
gegnerschen Zentrumswahlmann Pinjoun zum Kandidaten des Bundes  
der Landwirte. Ein Herr Dünninger, der die Zentrumswahlmann  
in einer Reihe von Wahlkreisen aufgestellt hatten, figurirt unter dem  
Namen Dünninger, Dünninger und Dünninger als Bauerbund,  
als Bund der Landwirte, als Zentrum und einmal zu-  
fällia richtig auch als Zentrumswahlmann. Raumann ist in  
manchen Wahlkreisen mit seiner richtigen Parteiabzeichnung, in  
Gannover als deutsch-sozial, in Kassel als Antisemite angegeben.  
Für Oldenburg II wird als Kandidat Dr. Jasper angeführt,  
während damit unser Parteigenosse Klumner gemeint ist, der allerdings  
mit Bornemann Jasper heißt; mit den Antisemiten hat man  
überhaupt nicht ins Reine kommen können. So geht alles wie  
Kraut und Rüben durcheinander. Mit einer Fülle weiterer  
Beispiele könnten wir dienen.

Ob man selbst von der Brauchbarkeit dieser amtlichen  
Statistik überzeugt war und deshalb eine so geringe Auflage  
des „Reichs-Anzeigers“ herstellen ließ, daß zwei Tage nach  
der Veröffentlichung kein Exemplar mehr zu haben war?

Mit der Frage der freien Eisenbahnfahrt beurlaubter  
Soldaten wird sich der Reichstag vielleicht zu beschäftigen haben.  
Der evangelische Arbeiterverein in Bamern hat nämlich,  
wie die „Sozial. Ztg.“ berichtet, in seiner letzten Sitzung beschlossen,  
an die christlich-sozialen Reichstagsabgeordneten eine Eingabe zu

### Aus aller Welt.

Während eines Unwetters schlug der Blitz in einem Beson-  
nen waldigen Stämmen und Böden und verlegte einige Personen.  
Der letztere Sturm ist aus der hiesigen Gegend einige Meilen  
weiter. Es verurteilt, daß eine aus vier Köpfen bestehende Familie,  
die die Straße überbrücken wollte, durch die Wut des Windes getrieben und  
erschlagen sei. Der mit dem Unwetter verbandene Hagelschlag richtete  
hier, sowie in Umgebungen und Wäldern großen Schaden an.

Am der Börse verurteilt von vier Deputierten von  
14000 Mark in dem hiesigen Schiedler. Der Richter,  
der vor 14 Tagen verurteilt wurde, soll mit dem gesamten Betrag  
entwähnt sein. Es heißt gerüchelt, daß der Ober dem De-  
putierten nachgereicht sei und in einem gerichtlichen Prozeß an-  
geklagt habe, sich zu erziehen, falls er nicht in den Wäldern der  
Sommer gelange.

Dampferpannenwahn. Der auf der Rückfahrt von einer  
Entfahrt nach Passau bei Sittitz beginnende, gel belagte  
Dampfer „Terra“ ist Sonntag Abend 9 1/2 Uhr von dem hiesigen  
Lehrermeister „Jago“ angeordnet worden. Der „Jago“ fuhr der  
„Terra“ mit voller Fahrt in den Berg und brachte sie in einem  
Zeit bei, wobei die Kajüte der „Terra“ sich löst und weggerissen fällt.  
Die Passagiere konnten sich nur mit Mühe an den  
reihen. Der Kapitän der „Terra“ ließ sein Schiff nach dem Be-  
schwerden sofort mit voller Kraft rückwärts gehen und dem mit  
voller Kraft auf die Böden aufstehen, um dadurch das Sinken zu  
verhindern. Die Passagiere sprangen teilweise auf den Dampfer  
„Jago“, teils wurden in den Bojen eines am Grundboden verblei-  
benden Dampfers aufgenommen. Ob Menschenleben zu  
bellen sind, ließ sich bei der Abreise herrschenden Unruhe  
und Verwirrung nicht feststellen; es wird aber allgemein an-  
genommen.

In dem Dampferpannenwahn selbst noch die „Sozial. Ztg.“:  
Der Dampfer „Jago“ kam von der Zittauer Bergbahn nach  
Passau, die rechte Dampferpanne zu gewinnen. Der Kapitän des  
aufgehängenen Dampfers „Terra“ gab nachweislich das Signal,  
das zu hören, welches von dem Kapitän des „Jago“ nicht beachtet  
wurde, dessen Ursache daher die Schuld an dem Unfall.  
Regierungsbeamte sind damit beauftragt, den geschickten  
Dampfer abzugeben, um festzustellen, ob sich in dem noch Unruhe  
finden. Es soll nach drei Personen vermisst, darunter  
der hiesige Bergbahn Chef vom Eisenwerk Oberlandenberg.

Ein schwerer Straßenbahn-Unfall ereignete sich  
in der Sommerstraße zu Berlin. Bei einem die abschüssige Straße  
hinuntergehenden Wagen verlegte die Bremse und der Wagen fuhr  
mit großer Gewalt in einen die Linie kreuzenden Wagen hinaus,  
wobei sechs Personen, darunter leicht, verletzt wurden.

Häckerliche Gewitter, verbunden mit Hagelschlag, haben  
in ganz Bayern und Württemberg Schaden an-  
gerichtet. Häckerliche Gewitter haben sich gestern, die Eisenbahnzüge  
einer große Entschädigung.

Geisteskrank. In der Ortschaft Welsch im Komitat Komorn  
lebte ein Geisteskrank umgeben 200 Hektar land Neben-  
gebäude, franz die hiesige Straße ein. Bei Vieh und Hab-  
schützen und zu Grunde gegangen. Nur ein kleiner Teil des an-  
gegebenen Schadens ist durch Versicherungen gedeckt.

Beim Rennen um den großen Preis für Reiterinnen  
hüdtte Reiterin von Putzler vom 2. Reiterbataillon  
Königst dem letzten Platz. Das Pferd überdreh sich zwei-  
mal. Putzler, der unter das Pferd kam, zog sich schwere  
Schädelverletzung und Lungenentzündung zu.

Verhaftung eines Flatters wegen Eitelkeits-  
verbrechen. Am St. Die in Frankfurt wird gemeldet, daß sich  
bei Gerichtsverfahren und Gerichtsverfahren, um den Flatter der  
hiesigen Gemeinde wegen Eitelkeitsverbrechen, bei er beim  
Wahlsamstagabend besungen hatte, zu verhaften. Die Gerichte  
müßten dem Beschäftigten vor der Zeit der Reize schämen, die ihn  
inszenen wollte.

Polizei. In Wien a. d. Donau wurde in der Nacht zum  
Sonntag der merkwürdige Schloßer Todesschiff von einigen jungen  
Leuten eine jäh Veranlassung angesetzt. In dem darauf folgenden  
Sturmsturm wurde Todesschiff durch den Anschlag der Polizei  
der Leiter wurde verhaftet.

Brand eines Dampfers. In der Nähe der Stadt  
Wilsch-Nepporod verbrannte der gewöhnliche Dampfer  
„Peter I.“, welcher von Kaptän und Kommandant mit über zwei-  
hundert Passagieren und 7000 Mark fuhr nach der Sommer-  
straße ging. Der Dampfer war von der Gesellschaft „Kohle“ ge-  
kauft. Die Zahl der Opfer ist noch nicht festgestellt, bisher sind  
etwa 50 Vermisste angemeldet.

Am der Höhe „Danzensberg“ bei Pöden, Schicht III,  
gerieten zwei Bergleute unter herabstürzende Gesteinmassen; einer  
verletzt wurde tot, der andere lebensgefährlich verletzt herabgeschleift.  
Ein eigenartiger Scherker Unfall ereignete sich auf dem  
Schiff der Gesellschaft zu Pöden. Während der Fahrt man-  
sch, der Kapitän, dem Kapitän zwei Dampfer brach und der Kapitän  
gegenüber, daß der eine infolge einer schweren Schiffsverletzung  
verletzt.

Das Eisenbahnunglück bei Eberstadt. Im Statuoch  
Nachmittag zwischen 4 Uhr 30 Minuten und 5 Uhr kam es, wie  
schon hier berichtet, auf der Sommer- und Sommer-Eisenbahn bei  
der Eberstadt-Station, 5 1/2 Meilen von Würzburg, zu einem furcht-  
baren Eisenbahnunglück durch Entgleisen eines Express-  
zuges. Gerade als dieser Zug, der in der Regel von Eberstadt  
nach Würzburg fährt, sich zwischen Eberstadt und Würzburg  
befand, wurde er durch einen schweren Unfall in die Luft

Wasserlos einfahren wollte, sprang die Lokomotive bei einer Kurve  
aus dem Gleise und bohrte sich mit den Rädern tief in den Bahn-  
oberbau ein. Die ersten beiden Wagen des Zuges wurden voll-  
ständig zermalmt und unter ihren Trümmern fand man  
4 Tote und etwa 20 Verwundete, von denen 2 bald ihren Ver-  
letzungen erlagen. Von der Gewalt, mit der die Wagen auf die  
Lokomotive aufgefahren sind, und von der Geschwindigkeit, die der  
Zug gehabt haben muß, legt der Weg, den die Lokomotive nach der  
Entgleisung machte, einen deutlichen Beweis ab. Der Oberbau der  
Bahn war von den Rädern der Lokomotive etwa 100 Meter  
weit tief aufgerissen. Dann sprang die Lokomotive gegen  
den Pfeiler einer eisernen Brücke, den sie durch und zertrümmerte,  
und fiel schließlich, nach einem gewaltigen Satz auf den Bahnschlag,  
der vollständig pulverisiert wurde. Das Schreien und  
Stöhnen der Verwundeten mischte sich mit dem Jischen der Loko-  
motive. Von der Waterloo-Station war in wenigen Minuten das  
ganze Eisenbahnpersonal zur Hilfeleistung zur Stelle. Auch an  
jüngere Hilfe fehlte es nicht. Ärzte und Krankenpfleger trafen,  
ebenso wie Polizisten, in kurzer Frist an der Unglücks-  
stelle ein. Die Bilder, die sich dazu boten, waren Entsetzen er-  
regend. Ein Wundarzt Kaufmann wurde noch lebend, aber mit  
erschüttertem Gesicht und vollständig zermalmtem Bein aus den  
Trümmern gezogen. Manche der Opfer waren durch Trümmer der  
Eisenbahnwagen durchbohrt worden. Einige schienen vollständig  
festgefesselt zu sein. Viele schrien und baten, daß man sie sterben  
lassen möge. Es erwies sich bei dieser Gelegenheit als außerordent-  
lich wertvoll, daß die an Ort und Stelle zusammenströmende Polizei  
in der Hilfeleistung bei Unglücksfällen ausgebildet worden war. —  
Ueber die Ursache des Unglücks ist man verschiedener Ansicht. Einige  
Sachverständige meinen, daß das Unglück durch einen Achsenbruch  
der Lokomotive herbeigeführt worden wäre. Andere sind dagegen  
der Ansicht, daß der augenblickliche Zustand des Bahnoberbaues die  
Schuld trägt. Die Strecke Würzburg-Contzhart auf der das Unglück  
sich ereignete, ist nämlich, da man elektrischen Bahnbetrieb einführen  
will, im Umbau begriffen. Bei der Station Waterloo hatte man  
zum Zweck der nötigen Reparaturen zu beiden Seiten des Gleises  
Gräben gezogen. Man nimmt nun an, daß diese Vertiefungen  
neben dem Gleise, zusammen mit einem heftigen Regenfall am  
Dienstag Abend, eine Forderung der Schwellen verursacht haben  
könnten, die dann verhängnisvoll wurde, als der Expresszug mit  
seiner gewaltigen Geschwindigkeit über die geschwächte Gleisfläche fuhr.  
Die höchsten Bäume der Welt besitzt Australien. Es  
sind zwei riesenhafte Eukalypten, von denen „Duff Samuël“,  
der etwa 122 Meter Höhe und 1250 Meter Umfang hat und  
„Big Ben“, der zwei, eine Höhe von 198 Meter und einen  
Umfang von 17 Meter aufweist. Beide Bäume stehen im Wäld  
von Fernhans der, sich zwischen Melbourne und Sydney befindet  
(Berthua.)

nicht, in der sie gebeten werden, für die Einführung der freien Warenverkehrs bei Warenbesitzern der Soldaten einzutreten und zu wirken. In dieser Eingabe soll darauf hingewiesen werden, daß es den meisten Soldaten der deutschen Armee, soweit sie dem Arbeiterstand angehören, nicht möglich ist, die Kosten der Fahrt in die Heimat aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Solche Soldaten seien im Falle eines Urlaubsanspruches nicht auf ihre Angehörigen angewiesen. Sind letztere aber ebenfalls mittellos, so könnten solche Soldaten sich überhaupt keinen Urlaub erlauben. Da der Staat die Dienstpflicht festsetzt, sei es auch seine Pflicht, wenigstens in dringenden Fällen den Soldaten und zwar bis zum Zeitweil aufwärts freie Eisenbahnfahrt auf den Linien der Staats-Eisenbahnen zu gewähren.

**Ein polnisches Säugerkind, an dem sämtliche polnischen Gefangenen der Provinz Brandenburg teilnahmen, fand im sozialdemokratischen Volkshaus zu Charlottenburg statt. Es wurden zum größten Teil nationale Lieder und Kompositionen polnischer Liederdichter zur Aufführung gebracht.**

**Minister Müller, Handelsverträge und Landwirtschaft.** Der preussische Handelsminister redet in Dönnabrad namentlich weiter im letzten Sonnabend hob er nach Meldung der „Frankf. Zeitung“ in einer Rede hervor, die Regierung hoffe auf ausgiebige Unterstützung bei Erneuerung der Handelsverträge. Die Gegensätze zwischen Landwirtschaft und Industrie seien unzerfänglich und vererblich. Nichts sei verfehlter, als anzunehmen, daß ein einzelner Stand die Direktive für die Wirtschaftspolitik des Landes zu geben berufen sei. Bei der Handelspolitik sei darauf zu achten, daß ein angemessener Ausgleich herbeigeführt werde. Wenn man die Landwirtschaft inkonsequenter gestaltet habe, sei man wesentlich vorwärts gekommen.

Der Müller wird in der agrarischen Presse sehr schnell zu hören bekommen, was es heißt, wider das unerschütterliche Agrarierium zu rebellieren.

**Frauen in Nebenräumen.** Während der Reichstagswahlkampagne war es verschiedentlich vorgekommen, daß Versammlungen aufgelöst wurden, weil Frauen in anstößigen Nebenräumen als Zuhörerinnen saßen. Auf Grund der eingeleiteten Beschwerden und Proteste werden nun die Stadträte und Polizeibehörden auf die Vorschriften und Befugnisse der Versammlungsrecht hin gewiesen und beordert, sich genau an die Befehlsvorschriften zu halten. In der Fortlassung jeder persönlichen Ansicht. Als Ergänzung wird hinzugefügt, daß Frauen in Nebenräumen des Versammlungssaales sich ungeschicklich aufhalten dürfen.

Es kann sich dabei natürlich nur um von Vereinen einberufenen Versammlungen handeln, denn zu öffentlichen Versammlungen haben Frauen sowieso Zutritt.

Im Bund der Landwirte hat der Ausschuss eine Resolution gefaßt, welche das Einverständnis erklärt mit der Forderung der politischen Geschäfte seitens des Ägaren Vorstandes vor und bei den Reichstagswahlen. Der Ausschuss erblickt trotz des Unterliegens einiger hervorragender Vertreter des Bundes in dem allgemeinen Ausfall der Wahlen einen erfreulichen Erfolg des Bundes. Die Zahl der entschieden agrarisch gerichteten Abgeordneten sei in dem neuen Reichstage eine größere als bisher.

Eine Anweisung, die Bekleidenden erzogen muß, hat nach der „Zeit. Bl.“ in Apenrade stattgefunden. Die Anweisungsbefugnis traf ein bei dem Kaufmann P. Hunsmann bedienstetes Mädchen. Derjenige, der getroffen werden soll, ist ein Herr Hunsmann. Gewöhnlich wird eine solche Anweisung damit begründet, daß der Prinzipal eine Reise über die Grenze unternommen hat. Hunsmann hat tatsächlich eine solche Reise unternommen, aber nicht jetzt, sondern vor etwa zwei Monaten, nicht nach Dänemark, sondern nach Schweden, nicht zur Pflege landwirtschaftlicher Antriebe, sondern zur Beschäftigung der maschinellen Lohndarstellung; nicht allein, sondern in Begleitung des Landrats v. Uster, des Betriebsdirektors Kubitz, sowie einer Anzahl Grundbesitzer des Kreises, die ein Interesse an der Lohndarstellung haben.

Ein Parteiführer per Annonce gesucht. In der „Voss. Zeitung“ erschien dieser Tage eine Annonce, wonach ein Jude in geachteter, sozialer Stellung von einer Vereinigung deutsch-nationaler (antisozialdemokratischer) Juden als führende Persönlichkeit gesucht wird. Meldungen unter E. 5, Stolberg's Annoncenbureau, Al. Frankfurterstr. 24.

Hat sich da ein Spatzvogel einen Weg gemacht? Wenn nicht, so ist die unfr. willige Komik beachtenswert.

**Wider den unzulässigen Wettbewerb.** Eine durchgreifende Erweiterung des Schutzes über den unzulässigen Wettbewerb wird, wie die „Eisenztg.“ aus bester Quelle erfährt, im Reichsamt des Innern vorbereitet. Verhandlungen hierüber sind schon seit einiger Zeit im Gange, und da das Material, das in Form von Resolutionen aus interessierten Kreisen ziemlich reichhaltig eingegangen, umgehend geprüft und bearbeitet wird, so sei zu erwarten, daß ein entsprechender Gesetzentwurf in kurzer Frist vorgelegt werden wird. Wie man hört, sollen vor allem die Schwindelkassensprüche bekämpft werden.

**Wegen Majestätsbeleidigung durch eine Ausrufung in der Trunkenheit im Wirtshaus ist in Leipzig ein wegen Majestätsbeleidigung dreimal verurteilter Schloffer zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden.**

### Ausland.

**Spanien hat ein neues Ministerium bekommen.**

**Balkanwirren.** Jafis Bey, der Herausgeber des sogenannten „Balkanwirren“ in Konstantinopel, ist, wie dem „V. l. Sozialist“ berichtet wird, angeblickt wegen Teilnahme an einer Verschwörung verhaftet worden.

**Die holländischen Gemeinderatswahlen.** Man spricht von „Leids. Volksztg.“ aus Amsterdam: Die weiteren Wahlergebnisse haben die Resultate von Amsterdam und anderen Orten bestätigt. Im ganzen Lande weht ein tüchtiger Realisationswind, die „Christlichen“ Parteien schneiden fast überall gut ab, die Parteilierung der bürgerlichen Parteien vermindert die Eroberung von Mandaten durch die Sozialdemokratie, dank dem beschränkten Wahlrecht. Aber von einer Zurückdrängung der Sozialdemokratie keine Spur. Unsere Stimmengabe ist fast überall tüchtig geblieben, trotz der äußerst ungünstigen Umstände.

In Haarlem hielten wir zusammen 763 Stimmen, das ist ganz dieselbe Differenz wie 1901. Haarlem hat viel unter der Streikbewegung gelitten. Die Kleinbürger stimmen wie ein Mann gegen uns.

In Rotterdam blieb unsere Stimmengabe auf 400 stehen. In Hilversum kommt der infolge seiner Streikbemühungen entlassene Lehrer Kroes in die Stichwahl mit einem Liberalen.

In Groningen kommt der anstretende Sozialdemokrat Schaper mit 672 und der zweite Sozialdemokrat Fohmannus mit 465 Stimmen in die Stichwahl gegen einen Liberalen.

In Delft bekamen wir 270, in Willemstad 206 Stimmen: beide Differenzen sind höher als 1901.

In Osterland wurden die anstretenden Sozialdemokraten Bahlter und Westra wiedergewählt, während ein dritter in die Stichwahl kommt. Im Friesland wurde der Sozialdemokrat de Hoopman gewählt. In Dordrecht bekamen wir 290 Stimmen, 149 bei der letzten Wahl. In Asselt ward der Sozialdemokrat Wardeur wiedergewählt.

Am Montag wählten Rotterdam und Haag. In Rotterdam kommt der anstretende Genosse Spietmann im ersten Kreis in die Stichwahl mit 341 Stimmen, 1901 hatte er 387. In den anderen Kreisen bekamen wir 790 Stimmen, ungefähr dieselbe Differenz wie 1901.

In Haag kommt im ersten Kreis der Genosse Ter Laan in die Stichwahl mit 802 Stimmen. Im zweiten Kreis bekamen wir 575 von 2100 Stimmen.

In Den Haag kommt der Genosse Nijhuis mit 407 Stimmen in die Stichwahl. In Enschede stehen drei Genossen in der Stichwahl. In Arnhem wurde eine beträchtliche Erhöhung der Stimmengabe, von 560 auf 776, erreicht.

In Utrecht erreichten wir trotz vieler Anstrengungen der verunglückten Gegner doch noch eine ansehnliche Erhöhung der Stimmengabe. Wir liegen in drei von den vier Kreisen von 700 auf 1000 Stimmen.

In Beunten stehen unsere beiden Genossen Beven und Spietmann in der Stichwahl.

Obwohl wir nicht bestritten wollen, daß die positiven Erfolge nicht groß sind, so ist doch von einer geschmetterten Niederlage, wie die Gegner sie geplant hatten, keine Rede.

Die nächste interessante Erscheinung im Wahlkampf ist die Energie, womit die „Christlichen“ sich in diesen Wahlen gewehrt haben. Fast ohne Ausnahme hatten um 11 bis vor kurzer Zeit die holländischen Städte liberale Gemeinderäte. Damit ist es jetzt zu Ende, und selbst in Amsterdam haben die Christlichen schon 17 Sitze, während 23 die Mehrheit ist. Die Liberalen haben fast überall die Prägung bekommen. Die reaktionäre Hochkultur ist heraufbeschworen worden, um die Sozialdemokratie zu vernichten, wie aus Versehen, die Liberalen weggehauen.

### Partei-Angelegenheiten.

**Der sozialdemokratische Landtagsabg. Dr. Febr. Goller von Oallereit hat sein bayerisches Landtagsmandat niedergelegt.** Sicherer Nachrichten über die Ursachen liegen nicht vor.

**Das Ende eines Spitzels.** Ein Schreiber Wablinger hat sich im Untersuchungsgefängnis in Heilbronn erhängt. In den 80er Jahren war er in Stuttgart als Schreiber tätig und verschaffte sich durch Spitzeltätigkeit ein Nebenkommen. Nachdem er sich schon längere Zeit bei den Genossen verächtlich gemacht hatte, erfolgte seine Entlassung im Frühjahr 1898. Auswärts auf Montage verweilte er nämlich die Monate von zwei Briefen, deren einer an die Polizei, der andere an seine Fabrik gerichtet war. Mit Hilfe des „bedienten“ Geldes gründete er, als seine Rolle in Stuttgart ausgepielt war, in Heilbronn eine Schreiberei, geriet aber, zumehr auf ethischen Erwerb angewiesen, nach einiger Zeit in Konkurs. Vor kurzem wegen Sittlichkeits-Verbrechen in Haft genommen, machte er zu seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Ein würdiger Abschied für das Leben eines Verbrechers!

### Soziales.

**Die Beschäftigungsgelegenheit in der Steinbruch-Industrie** war im Jahr 1902 noch geringer als 1901. Seitdem im Jahre 1897 das Reichsversicherungsamt die gewerkschaftlichen Berufsvereinigungen angewiesen hat, alljährlich die Zahl der „Vollarbeiter“ zu ermitteln, ist es bis zu einem gewissen Grade möglich geworden, von Jahr zu Jahr die Zu- resp. Abnahme der Beschäftigungsgelegenheit für die den Berufsvereinigungen angehörenden Betriebe und Gewerbe zu ermitteln. Die einzelnen versicherungspflichtigen Betriebe müssen nämlich in ihren jährlichen Nachweisungen jeden einzelnen geleisteten Arbeitstag, allerdings ohne Rücksicht auf die Dauer, angeben. Je 300 Arbeitstage werden dann gleich einem Vollarbeiter gerechnet. Daburch, daß die Stundenzahl pro Arbeitstag nicht berücksichtigt wird, entsteht zwar eine erhebliche Fehlerquelle. Immerhin ist aus den Schwankungen der geleisteten Arbeitstage schon jetzt ein direkter Schluß auf den Beschäftigungsgrad in den Betrieben der Berufsvereinigungen zulässig. Nach dem dieser Tage ausgegebenen Verwaltungsbericht der Steinbruchs-Berufsvereinigungen für das Jahr 1902 wurden nun in sämtlichen der Genossenschaft angehörenden Betrieben Arbeitstage geleistet:

im Jahre 1901 44 979 600,  
" " 1902 44 782 200.

Die Abnahme gegen 1901 beträgt also 197400 Arbeitstage, die 1902 weniger geleistet worden sind als 1901. Dabei fand 1901 schon eine weit erheblichere Abnahme gegen 1900 statt. Nicht in allen Teilen Deutschlands war insofern die Abnahme der Beschäftigungsgelegenheit im Jahre 1902 gleich. In einzelnen Gegenden war die Abnahme verhältnismäßig viel größer als im Durchschnitt von ganz Deutschland, während in anderen Teilen Deutschlands, der Beschäftigungsgrad schon wieder eine Besserung zeigte. Für die einzelnen Sektionen der Berufsvereinigungen ergibt sich folgendes Bild. Es wurden Arbeitstage geleistet in

	1901	1902	+ oder - gegen 1901
den Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Berlin, Pommern, Polen, Schleswig-Holstein, beide Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Lippe, Hamelnstädte, Schleien	3 939 600	4 214 400	+ 274 800
Königreich Sachsen	4 450 200	4 537 200	+ 87 000
Provinz Sachsen, Anhalt, Thüringen	4 949 700	4 578 900	- 370 800
Westfalen, Hessen-Nassau, Oberhessen	3 956 700	3 875 400	- 81 300
Rheinprovinz	4 064 700	4 512 300	+ 447 600
Elb-Lothringen, Pfalz, Hessen ohne Oberhessen	5 173 500	5 519 100	+ 345 600
Baden und Württemberg	5 438 100	5 324 700	- 113 400
Bayern ohne Pfalz	5 202 300	4 581 600	- 620 700
	3 695 500	3 633 900	- 61 500
	4 109 400	4 004 700	- 104 700

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß die Beschäftigungsgelegenheit besonders stark in Elb-Lothringen, in der Pfalz und in Hessen ohne Oberhessen abgenommen hat; auch in Schlesien war die Abnahme beträchtlich. Eine Besserung des Beschäftigungsgrades hat dagegen vor allem in Mitteldeutschland stattgefunden.

### Lokales und Provinziales.

Breslau, den 21. Juli.

#### Vom Hochwasser.

Im städtischen Hafen ist der Betrieb in vollem Umfange wieder aufgenommen worden. Das städtische Gemeindegewerbe in Weidenhof kann seine Reformarbeiten, welche während des Hochwassers belanntlich nach Breslau entlassen wurden, vorläufig noch nicht wieder aufnehmen, da die Kellerräume und der 140 Morgen große Park noch unter Wasser liegen. In den nächsten Tagen wird der Stadtarzt Dr. Debbede die Anstalt einer eingehenden Besichtigung unterziehen.

Grünberg, 19. Juli. Das Hochwasser der Oder ist nun auch in unseren Kreis eingetreten und hat überall großen Schaden verursacht. Bei Deutsch-Wartenberg ist der Döbelndamm gebrochen und die fruchtbarste Döbelau bildet eine wogende See. Von Glogau aus ist ein Pionierkommando zur Hilfe eingetroffen. Militärische Kräfte wurden auch von Saabor aus zum Abgrabe der Dämme bei Milgitz und Dammern eingesetzt. Am Pirziger Döbel arbeiten 150 Böhlschauer Mann; es ist Hoffnung vorhanden, diese stark gefährdete Stelle zu erhalten. In Ierschitz und Polnisch-Kettow, wo man den fortgeschrittenen Steigen des Wassers mit großer Sorge entgegenzusehen ist die Gefahr vorüber zu sein. Für Klein- und Bohadem besteht keine Gefahr. Durch unangenehme Arbeit der Bewohner ist

es bis jetzt möglich gewesen, Dammbrüche zu verhindern. Dagegen ist ein bedeutender Dambruch bei Puffer erfolgt. Infolge dessen ist ein Kommando Pioniere dahin beordert worden. In Bohern stehen viele Wohnhäuser unter Wasser. Noch in letzter Stunde ist von Pirzig militärische Hilfe erbeten worden, da unter- und oberhalb von Pirzig Dammbrüche befürchtet werden.

Das Langenau, 20. Juli. Nachdem wir die Gefahr des Hochwassers am 10. und 11. d. M. glücklich überstanden, haben wir seit dieser Nacht eine neue Ueberschwemmung im Neissegebiet zu verzeichnen. Nach einem sonnig-schönen Tage brachen gestern Abend Gewitter aus, die sich bis in die frühen Morgenstunden mit steigender Heftigkeit entzünden und wolkenbruchartige Regen niederschickten. Die Ueberschwemmung ist nun zu einer heftigen Ebbe. Die Ueberschwemmung, was sie nur konnten, in Sicherheit zu bringen. Die rhabenschwarze Nacht, nur ab und zu von grellen Blitzen jäh beleuchtet, erschwerte die Rettungsarbeiten. Was das feldere Hochwasser verschonte, hat das jetzt gerast, so den eisenen Leisefahrer, der für die Anwohner die letzte Verbindung zum Bahnhof herstellte. Da es sich um wolkenbruchartige Regen handelte, ist die Neisse schon wieder beträchtlich — schätzungsweise 1/2 — 3/4 Meter — gefallen, bedroht aber noch immer ihre noch aufgewickelten Ufer. Ein Haus droht einzusinken.

Reiffen, 20. Juli. Infolge der Regengüsse ist in den Nebenflüssen der Neisse neues Hochwasser anzusetzen. Die angrenzenden Felder sind bereits überflutet. Die Bahnstrecke nach Döbeln ist gesperrt. Der Wasserstand der Neisse ist bis heute noch um zwei Meter gestiegen. Der Scheitel der Ebbe ist noch nicht in Neisse eingetroffen. Nach neuesten Meldungen ist das Wasser der Neisse wieder gefallen.

Reiffen, 20. Juli. Der höchste Wasserstand ist hier gestern Nachmittag mit 5,88 Meter erreicht worden und wurden alle Straßen in den Oberwiesen hoch überflutet, sogar bis auf den Markt drangen die Fluten. Mehrere Fabriken wurden ihrem Betrieb ganz oder teilweise eingestellt. In der Nacht trat bei Probrich ein Dambruch ein, trotzdem geflohen noch eine Anzahl Pioniere nach der gefährdeten Stelle gerufen wurden; dieselben konnten den Durchbruch aber nicht mehr verhindern. Durch diesen Dambruch fiel das Wasser hier erheblich, doch ist die Feuerwehr Tag und Nacht noch tätig, den Damm zu besichtigen, da die Gefahr noch lange nicht vorüber ist.

\* **Das Arbeiter-Sekretariat Breslau** ist im Monat Juni von 332 Personen, 286 männlichen und 46 weiblichen, in Anspruch genommen worden, im Vormonat von 367; mit 161 Personen, die das Sekretariat in einer Sache wiederholt in Anspruch nahmen, beträgt die Zahl der gesamten Besucher 493. Die Auskunftsgehenden gehörten alle der Arbeiterklasse an. Organisiert waren 246, 16 Ehefrauen Organisiert, 70 organisationsunfähig, 310 hatten ihren Wohnsitz in Breslau, 22 auswärts. Mündlich erhebt wurden 194 Fälle, schriftlich 138, angefertigte Schriftsätze 220; hierzu kommen 1110 Einladungen zu Versammlungen verschiedener Gewerkschaften. Ferner besuchte der Sekretär 6 Gewerkschafts-Versammlungen und Sitzungen, in drei derselben hatte er Vorträge zu halten. — Das Arbeiter-Sekretariat ist nur an Wochentagen, von 11—1 Uhr Mittags und von 5 1/2—7 1/2 Uhr Abends, für die Auskunftsgehenden geöffnet; Sonnabend Nachmittags findet keine Sprechstunde statt. Die Auskunftsgehenden erheben keine Gebühr. Zur Inanspruchnahme des Sekretariats sind alle Personen berechtigt, welche durch ihr Mitgliedsbuch nachweisen, daß sie einer der Sekretariat finanziell unterstützenden Gewerkschaft angehören. Personen, welche in der Lage sind, einer am Orte bestehenden Gewerkschaft anzugehören, dies aber nicht tun, werden von der Inanspruchnahme, ohne Recht auf Beschwerde, ausgeschlossen, desgleichen Organisierte bzw. Organisationen, die seit mehr als drei Monaten den festgesetzten Sekretariats-Beitrag nicht geleistet haben.

### Vermischtes.

Aus dem „Schwarzen Lieberbusch“. Unlängst ist, wie feinerseit mitgeteilt, das „Preussische“ einer ultramontanen Umdeutung unterzogen worden und dementsprechend beginnt es für den echten Zentrumswähler mit den Worten „Ich bin katholisch, kennst du meinen Glaubens“. Nach einer Notiz im heutigen „Klabberblatt“ hat der rührige Verlag nunmehr ein „Schwarzes Lieberbusch“ für das Zentrum herausgegeben, das eine weitere Verbreitung auch in anderen Kreisen verdient. Da heißt es z. B.:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Daß ich noch protestantisch bin;  
Ich werde katholisch bei Zeiten,  
Das bringt den weißen Gewinn.“

Und gar nettlich klingt:  
„Hilf mir, ruf, ruf, ruf an meine schwarze Seite —  
Ich bin dir gar zu gut, ich kann dich leiden.“  
Ebenso wird das schöne Lied „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, da blüht unter Weigen“ allgemeine Zustimmung finden. Möge das Büchlein seinen Weg machen!

Ein bekanntes Berliner Original ist einsam in seiner Schlafstube am Wedding gestorben. In den Bergegen und Ausspannungen verkehrte seit 15 Jahren ein altes Männchen mit einer großen Witze und eisernem Daar, bekannt unter dem Namen „Der Rechtsanwalt“. Beim Publikum dieser Lokale war der alte Mann geschätzt wegen seiner Fertigkeit bei Abfassung von Schriftstücken, Zeugnissen, Beglaubigungen aller Art. In seiner großen, schwebigen Nappe führte er Formulare der verschiedensten Art, sogar solche mit Stempeln, die gegen billigen Preis — in allen Fällen gehört dazu aber auch ein guter Trunk — abzugeben wurde. So geschäftig der Alte in Rechtsachen war, so verschlossen war er, wenn irgend ein älterer Kunde das Gespräch auf seine Person zu bringen suchte. Eingeweihte wollten wissen, daß er früher in Westfalen als Rechtsanwalt eine gute Praxis besaß, Spiel und Weiber minierten ihn und er landete in frantiger Verfassung in der Großstadt. Hier soll er in der ersten Zeit in der Lindenstraße ein Hochbureau besessen haben, einige Beziehungen gegenüber seinen Kunden ließen es ihm geraten erscheinen, das Bureau aufzugeben und den Rechtsbestand im Umherziehen zu etablieren. So trieb er es manches Jahr, immer wieder machte er den Rundgang durch die Lokale, wo seine Tätigkeit in Anspruch genommen wurde. In der vorigen Woche blieb er plötzlich aus, man forschte lange Zeit vergeblich nach ihm, da er es vermißt, seine Wohnung anzugeben. Schließlich ermittelte man, daß er in seiner Schlafstube in Abwesenheit der Wirtin, von aller Welt verlassen, gestorben war.

Der **Wiertonsium** in Berlin hat in dem vorigen Jahre einen ungewöhnlich starken Rückgang erfahren; nachdem er schon seit langen Jahren über 200 Liter, in den Jahren 1888 bis 1901 ständig 209 Liter auf den Kopf der Bevölkerung getragen hatte, sank er 1902 plötzlich bis auf 144 Liter hinab. Das bedeutet im Ganzen eine Verminderung des Verbrauchs von 4,172,030 auf 2,817,493 Liter in einem einzigen Jahre. Zur Erklärung dieser Tatsache weist der Bericht der Ältesten der Kaufmannschaft auf die andauernde wirtschaftliche Depression, sowie vor allem auf die außerordentlich unglücklichen Witterungsverhältnisse des vorigen Sommers hin und sagt voraus, daß auch die bisherigen Mittelungen auch das laufende Jahr ein unglückliches Ergebnis liefern wird. Für das ganze Deutsche Reich ist, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt ist, schon seit 1901 ein verminderter Verbrauch von Bier festzustellen. 1900 betrug der Anteil pro Kopf der Bevölkerung noch 125 Liter, 1901 sank er auf 124 Liter und 1902 dürfte er sich auf denselben



Lokales und Provinzielles.

Breslau, den 21. Juli.

\* Lohnbewegung der in Brauereien beschäftigten Personen. Im „Gewerkschaftshaus“ tagte am 20. d. Mts. eine öffentliche Versammlung von Brauereiarbeitern, Maschinisten, Heizern, Hilfsarbeitern etc., die sich ausschließlich mit der Einführung eines einheitlichen Lohns für alle Brauereibetriebe des Stadt- und Landkreises Breslau beschäftigten. Das Kasserat hatte Arbeitersekretär Neukirch übernommen. Die Lohn- und Arbeitsbedingungen in den Breslauer Brauereien seien seit langem die denkbar ungünstigsten, nicht nur in Bezug auf Entlohnung und Arbeitszeit, auch in sanitärer, hygienischer Beziehung bleibe viel zu wünschen übrig. Während andere Großstädte fortschreiten, bleibe Breslau immer zurück. Endlich aber haben sich die Brauer etc. ausgerafft und einen Tarif aufgestellt, der die Arbeitsbedingungen in Brauereien einheitlich regeln und ihnen ein menschenwürdiges Dasein verbürgen soll; sie haben es getan, in der Voraussetzung, daß die Herren Arbeitgeber ihnen ein Entgegenkommen zeigen und selbst dazu beitragen werden, die vielen Uebelstände, die in den Brauereien immer noch bestehen, zu beseitigen.

Nebenerörterte in ausführlicher Weise den Tarifentwurf in seinen Einzelheiten und bezeichnete denselben als vollständig berechtigt. Der Tarif sei durchaus nichts Neues, sondern in den Städten Deutschlands sei er schon längst eingeführt, nur in Breslau müsse darum gekämpft werden. Die Brauereibesitzer haben die Einführung des Tarifs abgelehnt mit einer Begründung, die durchaus nicht stichhaltig sei. Maßgebend für sie sind die schlechten Geschäftsverhältnisse und außerdem die mit dem Zolltarif beschlossene ungeheure Erhöhung der Zölle auf Gerste, Malz und Hopfen, sowie die in Aussicht stehende Erhöhung der Brausteuer. Jede weitere Belastung sei deshalb fernzuhalten. Diese Argumentation der Herren Brauereibesitzer beachtete Neukirch in gehöriger Weise. Er ermahnte zum Schluß die Anwesenden, Mann für Mann sich den Organisationen anzuschließen, wenn sie aus der Bewegung siegreich hervorgehen wollen. Die Ausführungen wurden mit großem Beifall aufgenommen und riefen eine rege Debatte hervor, an der sich auch der Vorsitzende des Gewerkschaftskartells, Topfer Bolkmeyer, beteiligte.

Es wurde beschlossen, nochmals an die Arbeitgeber heranzugehen und event. das Gewerbegericht als Einigungsamt anzurufen.

\* Der ermittelte Sozialdemokrat. Der Zeitungsbote Paul Schiwid hatte zu Siemianowich bei Laurahütte eine Zeitung in den sog. „Arbeiter-Wohnhäusern“ gewohnt. Im Frühjahr 1901 wurde er ermittelt, nachdem der Amtsvorsteher, wie dieser später amtlich selber zugab, dem Verwalter der Arbeiterwohnhäuser „Anderungen“ gemacht hatte, daß Schiwid für Ruhe und Frieden der Einwohner jener Häuser gefährlich werden könnte. Schiwids Sachen, die nach der Ermittlung bei Regenwetter im Freien standen, verdarben zum großen Teil. Schiwid machte hierfür den Amtsvorsteher gnädig verantwortlich und verklagte ihn im Zivilprozeß auf Schadenersatz in Höhe von 300 Mk. Er machte geltend, er habe keine andere Wohnung finden können und habe sich deshalb mit dem Antrage an den Amtsvorsteher gewandt, für seine Familie und seine Sachen Sorge zu tragen. Das habe der Amtsvorsteher nicht in ausreichendem Maße getan. Seine Sachen hätten bei schlechtester Witterung im Freien stehen bleiben müssen.

Bevor es zur Verhandlung kam, erhob die Regierung zu Oppeln den Konflikt zu Gunsten des Amtsvorstehers und

machte geltend, dieser habe alles getan, was zur Beseitigung der Mollage des Klägers erforderlich gewesen wäre. Auf das Gesuch Schiwids habe der Amtsvorsteher seiner Familie einen Aufenthalt im Hedwigsstift angewiesen und ihn selber habe er in der Krankenbaracke unterbringen wollen. Schiwid sei aber darauf nicht eingegangen und habe sich beschwerdeführend an den Landrat in Pokonow gewandt. Er habe seine Familie bei Bekannten untergebracht und habe sich zum Besuche der Baracke erst verstanden, als ihm der Landrat einen ablehnenden Bescheid erteilte. Daß die Sachen so lange auf der Straße standen und verdarben, sei sein eigenes Verschulden. Schiwid erwiderte, daß der Amtsvorsteher ihm erst drei Tage nach der Ermittlung die Wohnung in der Krankenbaracke angewiesen habe. Er hätte mit den Sachen nicht gewußt, wohin. Dem Amtsvorsteher machte Schiwid weiter den Vorwurf, daß er den Verwalter der Arbeiter-Wohnhäuser überredet habe, ihm zu kündigen, weil er Sozialdemokrat sei. Hierauf machte der Amtsvorsteher das schon oben mitgeteilte Zugeständnis, blieb aber dabei, daß er genügend getan habe, dem Kläger in jener Mollage beizustehen. Schiwid habe aber eine Wohnung wie bisher haben wollen.

Das Ober-Verwaltungsgericht erklärte den Konflikt der Regierung zu Oppeln für begründet, jedoch das Klageverfahren gegen den Amtsvorsteher endgiltig einzustellen. Es nahm an, daß dem Amtsvorsteher eine Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse oder eine diese verletzende Unterlassung nicht zur Last falle.

\* Daß die größte Zahl der Straßenbahnunfälle durch die Unvorsichtigkeit des Publikums selbst herbeigeführt wird, ist bekannt. Um nun die Fahrgäste sowohl wie die Passanten wirksamer, als es durch Plakate in den Wagen geschieht, auf die Gefahren solcher Unvorsichtigkeit aufmerksam zu machen, hat vor einigen Wochen die Straßenbahn der Stadt Stottbus eine sehr praktische Neuordnung eingeführt, indem sie 10 beachtenswerte Schutzegebote auf einem handlichen Zettel hat drucken lassen und diese Zettel nun in beliebigen Mengen an alle, die es angeht, unentgeltlich verteilt. Die zehn Regeln bestehen aus fünf Warnungen für die Fahrgäste und aus ebenso viel Warnungen für das Straßenpublikum. Unter den ersteren heißt es:

Als besonders gefährlich unterlasse man das Auf- und Absteigen während der Fahrt.

Man steige stets ab mit dem Gesicht in der Fahrrichtung, auch vom stillstehenden Wagen.

Nach dem Verlassen des Wagens trete man sofort auf den nächstgelegenen Bürgersteig. Die Gasse überkreuze man unter keinen Umständen früher, als bis der Wagen seine Fahrt fortgesetzt und man sich überzeugt hat, daß die Gasse völlig frei ist.

Den Straßenpassanten wird unter anderem folgendes anempfohlen:

Muß man einen mit Belegen belegten Fahrdamm kreuzen, so setze man sich vor dem Ueberschreiten nach rechts und links um, ob kein Straßenbahnwagen herankommt.

Beim Gehen der Warnungszeichen verlasse man sofort die Gasse und beuge sich auf den nächstgelegenen Bürgersteig.

Mit besonderer Vorsicht gehe man hinten um einen stehenden oder fahrenden Straßenbahnwagen herum, weil der freie Ueberblick über das andere Geleise behindert ist. Es kann leicht auf dem zweiten Geleise hinter dem Wagen ein anderer Wagen, Fuhrwerk etc. herankommen. Die Gefahr ist um so größer, weil auch dem Führer des herankommenden Wagens der Ueberblick behindert ist: er kann die Gefahr nicht rechtzeitig genug erkennen und vermag nicht rechtzeitig zu halten.

Nachfahrer sollten nicht dicht hinter einem Straßenbahnwagen herfahren. Bei unermutetem Halten werden sie geneigt sein, um den Wagen herum anzuhäufeln nach einer Stelle, die vorher nicht übersehen werden konnte. Leicht kann ein anderer Straßenbahnwagen, ein Fuhrwerk usw. entgegenkommen oder eine sonstige Gefahr drohen.

Alle diese Regeln enthalten ja nichts Neues. Aber gewisse Dinge kann man nie zu oft wiederholen. Namentlich den Kindern müßten die nötigen Warnungen immer wieder vor Augen geführt werden.

\* Die gefälschte Quittungskarte. Die Dienstmagd Marie Wroß aus Hermannsdorf hatte sich in den letzten Tagen des März dieses Jahres bei einem Bauerngutbesitzer vermisst und den üblichen Mietstaler erhalten. Ihr Dienstubuch und ihre Quittungskarte behielt der Dienstherr sich gleich, weil sie am folgenden Tage schon antreten sollte. Darum war es ihr jedoch nicht zu tun; sie hatte sich vielmehr bloß das Mietsgeld einzuwickeln und sich dann zu demselben Zwecke an einer anderen Stelle um einen Dienst bewerben wollen. Am 1. April trat sie bei einem anderen Bauerngutbesitzer als Dienstmagd einer anderen Magd, übertete darauf die Zahl des Geburtsjahres und meldete sich damit bei einer anderen Dienstherrin, indem sie für das Fehlen des Dienstubuches eine Ausrede vorbrachte. In der Tat wurde sie auch an dieser Stelle engagiert und erhielt wiederum ihren Mietstaler. Als sie ein bißchen Mal verschuldete, wurde der Schwundel entdeckt. Es erfolgte ihre Verhaftung wegen des Diebstahls an der Karte und wegen der Mietschwundelens. In Bezug auf die Verfälschung der Karte erklärte sich die Strafkammer jedoch für unzuständig und überwies die Sache an das Schwurgericht, weil nach dem Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz der Gebrauch der Quittungskarte als Legitimationspapier ausdrücklich ausgeschlossen, die Karte also als eine öffentliche Urkunde anzusehen und ihre Verfälschung nicht nach § 363, sondern nach § 268, alinea 2, zu bestrafen sei. Infolgedessen hatte die Wroß sich jetzt vor dem Schwurgericht zu verantworten. Die Geschworenen verurteilten jedoch, weil sie die Karte immerhin nur als Legitimationspapier hatte verwenden wollen, die auf qualifizierte Urkundenfälschung lautende Schlußfrage und sprachen sie nur des rechtswidrigen Gebrauchs einer fremden Quittungskarte schuldig. Nun entstand die Frage, ob in diesem Falle das Gericht überhaupt zur Verurteilung zuständig ist, weil das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz bestimmt: „Wegen Gebrauchs einer fremden Karte kann von den vateren Verwaltungsbehörden eine Ordnungsstrafe festgesetzt werden.“ Der Gerichtshof behandelte diese Frage, weil nach dem Wortlaut des Gesetzes („dann“) die Verhängung einer Strafe durch das Gericht nicht ausgeschlossen sei. Das Urteil lautete auf einen Monat Haft.

\* Gegen die Berufung Professor Reiffers. Die antiseptischen Gemeinderäte Schwoy und Graßhoff haben beim Wiener Stadtrat einen Antrag eingebracht, worin gegen die Berufung des Prof. Reiffer an die Wiener Universität Stellung genommen wird. Prof. Reiffer sei, so heißt es in dieser wissenschaftsfeindlichen Anfrage, derselbe Kliniker, der im Jahre 1800 auf Antrag des preussischen Kultusministers Bölle wegen unerlaubter Experimente, die er an 10- und 17-jährigen Mädchen mit Syphilisserum vornahm, in Anklagezustand versetzt, aber nur deshalb freigesprochen worden war, da für seine strafgerichtliche zu ahnenden Experimente, die er gegen den Willen der von ihm injizierten Patienten vornahm, inzwischen die Verjährung eingetreten war. Es werden dann die im „Archiv für Dermatologie und Syphilis“, Band 14, Seite 488, veröffentlichten, von Prof. Reiffer an Kindern, angeblich ohne ihr und der Eltern Wissen, vorgenommenen Injektionen mit Syphilisserum in den einzelnen Fällen angeführt. Zum Schluß heißt es, wie die Wiener „Zeit“ meldet: „Die Berufung des Prof. Reiffer als Nachfolger des Prof. Reumann an die Klinik für Syphilis und Hautkrankheiten in Wien ist geeignet, in der Bevölkerung die größte Verunsicherung hervorzurufen. Darum stellen die Gemeinderäte an den Stadtrat den Antrag: Es sei im Hinblick auf die großen Auslagen, welche der Gemeinde Wien durch Zahlungen für unsere öffentlichen Krankenanstalten erwachsen, und welche eine Berücksichtigung ihrer Wünsche nicht ungerechtfertigt erscheinen lassen, der Herr Bürgermeister, bezw. der Herr Bürgermeister zu eruchen, bei Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister gegen die Berufung des Prof. Reiffer Vorstellungen zu erheben und sich gegen dieselbe aus den eben angeführten Gründen mit Entschiedenheit zu vermahnen.“

\* Städtischer Arbeitsnachweis. Frequenz in der Woche vom 13. Juli bis 18. Juli cr. a) Männer: Angebotene Arbeitskräfte: 160. Zu besetzende Stellen: 80. Besetzte Stellen: 49. b) Frauen: Angebotene Arbeitskräfte: 92. Zu besetzende Stellen: 109. Besetzte Stellen: 77.

\* Schwerer Unglücksfall. Die Frau eines Rospotstraße 6 wohnenden Gelbgiebers verunglückte am 20. d. M. in sehr schwerer Weise. Als sie in der Spiritusflasche nachgoss, erfolgte eine heftige Explosion. Die Frau erlitt schwere Brandwunden an ganzen Körper. Arzt und Feuerwehr waren sofort zur Stelle. Nach Anlegung von Pflastern wurde die Frau der königl. Klinik zugeführt. Der Mann hat, als er seiner Frau zu Hilfe sprang, Brandwunden an den Händen erlitten.

Die deutsche Südpolar-Expedition.

I

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlichte dieser Tage den beim Auswärtigen Amt eingetroffenen Bericht des Führers der Deutschen Südpolar-Expedition, Professors Dr. von Drygalski, der den Verlauf des bedeutsamen Unternehmens schildert. Seine wissenschaftlichen Ergebnisse werden jedenfalls später in ausführlicher Publikation der Öffentlichkeit unterbreitet werden, aber auch dieser erste Bericht, der nur in großen Umrissen den Verlauf der Expedition zeichnet, bietet schon eine Fülle interessanter Materialien aus der noch so wenig erforschten Wunderwelt der Südpolarregionen, das ebenso wie die Schilderung der äußeren Umstände, unter denen die kühnen Seefahrer und Gelehrten ihren hohen Zielen und Aufgaben gerecht zu werden suchten, die lebhafteste Teilnahme des Lesers in Anspruch nimmt. Wir laien einige Auszüge aus dem Bericht, der den äußeren Verlauf der Expedition skizziert, hier folgen.

Die Ausreise.

Die Abreise der Expedition von den Kerguelen erfolgte am 31. Januar 1902 nach herzlicher Verabschiedung von den Mitgliedern der dort gegründeten Station und Flaggengrüßen vom „Gauß“ zum Lande und vom Lande zum Schiff. Um die Mittagszeit passierten wir den Drei-Inselhafen und erreichten um 4 Uhr Nachmittags das offene Meer, um von nun an den Kurs nach Süden zu setzen. Am Morgen des 1. Februar waren die Kerguelen bereits außer Sicht. Wir trafen folglich am ersten Tage und sodann fast an jedem folgenden, bis wir das Eis erreichten, das die Fahrt jetzt unter anderen Bedingungen erfolgte, als bisher. Der „Gauß“ war schwer beladen, schwerer als bei unserer Abreise von Kiel, fast überladen zu nennen, und hatte vor allem eine nicht unerhebliche Last an Gasmaterial zur Verfügung bei dem geplanten Stations- und Beobachtungshütten. Auch das lebende Inventar hatte zugenommen durch unsere Polarhunde, deren Anzahl in jenem Stadium der Expedition an 40 betragen mochte, und die sich in allen möglichen und unmöglichen, erlaubten und unerlaubten Stellen des Schiffes in ununterbrochenem Leben bewegten. Dabei hatten wir es während der Fahrt bis zur Eskante meist mit stark bewegter See und hohen Dinungen zu tun. So war dieser Teil der Fahrt feucht und unruhig. Das Wasser schätzte meist tiefst und darüber auf Deck. Das Schiff rollte dabei stark.

Im Scholleneis.

Am 13. Februar erreichten wir unter 61 Grad 53 Min. südl. Breite und 95 Grad 8 Min. östl. Länge v. Gr. das erste Schollen-

eis, fuhren an diesem Tage östlich davon entlang, am folgenden Tage schon zwischen losen Schollen und Schollen umher und lösten uns am 15. Februar unter 63 Grad 52 Min. südl. Breite und 95 Grad 32 Min. östl. Länge v. Gr. zum ersten Male durch das Scholleneis in dem Fortschritt unserer Fahrt befreit. Mit dem Eintritt in das Scholleneis war die Temperatur des Meerwassers am 14. Februar von + 1,0 Grad auf - 1,0 Grad gesunken. Die Lufttemperatur war schon in der Nacht auf den 13. Februar zum ersten Male unter dem Gefrierpunkt gewesen. Schnee hatten wir schon mehrfach gehabt, Südblicht in schöner Entwicklung zum ersten Male am 8. Februar. Scharen von arktischen Sturmvögeln kletterten sich an der Eisgrenze ein. Das Scholleneis bestand dort, wo wir es betraten, zunächst aus kleinen Trümmern und Schollen, deren Durchmesser kaum 1 Meter betragen mochte, mit abgeflachten, gerundeten Kanten und aufgerissenen Rändern. Die Ränder der Schollen waren vielfach braun gefärbt durch das wasserhaltige Auftreten von Diatomen, die im Eis wuchern. Zahlreiche Eisberge - am 14. Februar zählte ich ringsumher deren 30 - waren darin verteilt. Am 15. Februar Morgens befanden wir uns schon zwischen großen und schweren Schollen, deren Abmessungen in Länge und Breite bis zehn Meter und darüber betragen mochten, und die fast ein Meter über dem Wasserpiegel emporstanden. Dieses Eis hinderte unsere Fahrt. Der „Gauß“ bogte sich in Waden und Rinnen zwischen den schweren Schollen mühsam seinen Weg, kam aber nicht wesentlich vorwärts. So ließ ich schon am Morgen halten und den Tag mit wissenschaftlichen Arbeiten - die magnetischen zum ersten Male auf einer Scholle verbrachten. Auch zwei Robben wurden erlegt, von denen die eine als Seeleopard und die andere als Krabbenfresser erkannt wurde.

Vorstoß nach Süden.

Am 18. Februar begann der wirksame Vorstoß nach Süden, welcher uns in vier Tagen so weit führt, als es in jenem Gebiet überhaupt möglich war, nämlich bis zu einer vorher noch unbekanntem Küste, und gleich darauf, am Morgen des 22. Februar 1902, mit unserer Festlegung zur Ueberwinterung endete. Die Entwicklung war kurz, aber günstig und konnte nach allem, was wir in der Folge vom Südpolargebiet kennen gelernt haben, für den Hauptzweck der Expedition, eine wissenschaftliche Station zu gründen und möglichst durch den Verlauf eines Jahres in Betrieb zu halten, nicht günstiger fallen. Am Morgen des 22. Februar befanden wir uns in jener Lage, von schweren Schollen umharrt, den Bug nach Süden gerichtet und sind so fast ein volles Jahr bis zu unserer Befreiung am 8. Februar 1903 verblieben.

Im Winterlager.

Ein Schneesturm hielt drei Tage an, so daß erst am 25. Februar eine Umkehrung möglich war. Derselbe zeigte uns das Inlandeis fern im Süden und um uns nach verschiedenen Richtungen hin noch

offenes Meer, am nächsten im Osten, wo eine größere Wale kaum 1 Kilometer entfernt war. Doch das Schiff selbst war so fest eingepackt, daß es sich auch bei voller Inanspruchnahme der Maschine nicht rührte. Sperrungen, die wir vornahmen, hatten kein Ergebnis; Abgrabungen um das Schiff herum hatten zur Folge, daß es sich wenige Meter vor- und rückwärts bewegen konnte; doch eine Verbesserung der Schollen und eine Öffnung von fahrbaren Rinnen und Waden konnte nicht erzielt werden. Die Winterstation des „Gauß“ lag also im Scholleneis und nicht am Land. Wenn dieses zunächst für alle die Betriebe, welche eine feste Auffstellung verlangen, bedeutsam erregte, so wurden diese doch bald durch die Bemerkung besänftigt, daß das Scholleneis unverrückbar festlag und so bis zum 30. Januar 1903, also wenige Tage vor unserer Befreiung verblieb. Für den Verkehr war diese Lage günstig, als eine Landstation, und die innige Verbindung mit dem Meer, die sich am Schiff selbst und auch sonst verabschiedlich durch das Scholleneis hindurch herstellen ließ, hatte namentlich für die biologischen, aber auch für die magnetischen und meteorologischen Arbeiten so erhebliche Vorteile, wie sie bei einer wirklichen Landstation nicht vorhanden gewesen wären.

Das Ganze lag innerhalb einer großen Wadl, deren Ostküste die höheren Inlandeissteile bildeten, welche um Morgen des 21. Februar 1902 gestürzt hatten, während sie im Westen von einer langen schimmenden Eiszunge begrenzt wurde, die ich vorläufig als Weleis bezeichnen will und von der noch die Rede sein wird. Die von uns entdeckte Küste des antarktischen Landes habe ich „Polarwälder-Bucht“ genannt, während die eisfreie vulkanische Küppe, die wir an ihrem südlichen Rande in 366 Meter Höhe fanden, den Namen „Gaußberg“ erhielt.

Die äußeren Lebensbedingungen.

Das allgemeine Leben der Expedition war wesentlich, wo nicht ausschließlich durch das Klima bedingt; denn nichts kommt auf der Erde in der Nähe der Pole so nahe dem Nullpunkt der Temperatur wie in der Antarktis; nützlich ist daher jede Tätigkeit im Freien durch die Ungunst der Witterung ein so schnelles und gebietliches Halt entgegenzusetzen werden wie dort. Das schöne Wetter der Sommermonate konnte wir selbst auf ihren Höfepunkten durch Schneestürme unterbrochen werden, welche jede Tätigkeit und oft jeden Aufenthalt im Freien unmöglich machten, doch durfte man vor Anfang September bis Ende April mit überwiegender Klarheit, häufig schönen Tagen rechnen und die vorliegenden Pläne danach einrichten. Von Ende April bis Ende August war es ungelöst. In diesen Wintermonaten löste ein Schneesturm den anderen ab, oft über zwei Wochen und August, so daß man nur auf kurze Fesseln zählen durfte und diese dann so reichlich auszunutzen hatte, als es irgend möglich war. Denn schon nach kurzer Zeit der Ruhe - Tageslänge war gezwungen das Licht - in unser Schneesturm herein und ver-

